

Hinführung

Vom Quellenautor über den Sammler und Tradenten zum Redaktor und Erzähler

Das Werk, das traditionellerweise mit dem Namen *Markus* verbunden wird, besitzt eine wechselvolle Geschichte. Über Jahrhunderte hinweg galt das *Markus* zugeschriebene Evangelium neben den Evangelien Schriften eines *Matthäus*, eines *Lukas* und eines *Johannes* als Leichtgewicht. Sein geringer Umfang, das Fehlen von Überlieferungen, die für das kirchliche Jesus-Christus-Bild als zentral galten, sowie seine für schlicht befundene theologische Substanz ließen den zweiten Evangelisten lange Zeit im Schatten der übrigen Evangelien-Schreiber stehen.

Selbst unter aufgeklärten Auspizien hatte *Markus* Mühe, das Image abzustreifen, lediglich das kurzgefasste Referat seiner voluminöseren Vorbilder *Matthäus* und *Lukas* abzugeben. Mit der Feststellung der Markuspriorität und der Durchsetzung der Zweiquellen-Theorie in den 1830er Jahren konnte das markinische Werk immerhin den Status des ältesten Evangeliums für sich beanspruchen. Das war kein Geringes, hatte *Markus* doch nun zum ersten Mal einen Vorrang gegenüber *Matthäus* und *Lukas* erlangt. Dass dieser auf den ersten Blick rein chronologischer Natur war, tat der Bedeutung keinen Abbruch. Aus dem zeitlichen Vorrang resultierte eine sachliche Prävalenz; denn aus der Feststellung des Altersvorsprungs folgte die Evangelienforschung, dass künftig alle exegetischen Wege zum historischen Jesus über die markinische Evangelien-Schrift führten.

Über Nacht hatte das im Vergleich zu den anderen Evangelien kurze Markusevangelium einen gewaltigen Bedeutungsschub erhalten. Als historische Quelle gelesen versprach es den unmittelbarsten und nächsten Zugang zu Jesus als historischer Persönlichkeit. Fieberhafte Bemühungen setzten ein, um als exegetisches Destillat das Bild des authentischen Jesus der endzwanziger Jahre des 1. Jahrhunderts zu zeichnen. Bekanntermaßen scheiterten die Versuche des 19. Jahrhunderts allesamt an zwei Klippen: Die eine lag in den Zugangsweisen zum Gegenstand. Die biographische Forschung des 19. Jahrhunderts folgte weitgehend dem Gedanken, dass das Ziel einer historischen Monographie über eine herausragende Gestalt der Vergangenheit darin liege, deren sittliche Entwicklung nachzuzeichnen. In dieser Hinsicht bot das Markusevangelium wenig Material. Letztlich schildert es nur einige Monate der Lebenszeit Jesu während dessen letztem Lebensjahr. Die dazu vorliegenden Überlieferungen sind zum zweiten lückenhaft und erscheinen einer auf Entwicklung ausgerichteten Optik als un-

geordnet, austauschbar und wenig aussagekräftig. Die Fixierung auf den im 19. Jahrhundert üblichen Zugang zur Lebensgeschichte einer bedeutenden Persönlichkeit ließ das „Material“ des *Markus* als unzureichend erscheinen. Selbst die Hinzunahme der Logienquelle und des Matthäus- und Lukasevangeliums konnten die prinzipiellen Probleme der Forschung zum historischen Jesus im 19. Jahrhundert nicht beseitigen, und so scheiterte die Bewegung – populär und prominent in der wirkmächtigen Untersuchung von Albert Schweitzer auf den Punkt gebracht.¹ Die Ära des *Markus* als Lieferant einer historischen Quelle für die Jesusforschung war zunächst beendet. Erst mit dem Aufkommen der *third quest* fast einhundert Jahre später wurde an diese Versuche neu angeknüpft.

Mit dem Aufkommen der Formgeschichte nach dem Ersten Weltkrieg wurde *Markus* eine neue Rolle zugeschrieben. Karl Ludwig Schmidt² stellte den Perikopen- und Fragmentcharakter der synoptischen Überlieferung fest. *Markus* galt ihm als Sammler und Tradent. Wieder wurde *Markus* wie schon im 19. Jahrhundert als Diener einer Aufgabe gesehen. Allerdings galt er nicht mehr als Übermittler einer durchgehenden Quelle, die allenfalls literarkritisch noch zu ordnen und ggfs. umzustellen war. Vielmehr wurde er nun als eine Person oder Instanz betrachtet, die vielerlei einzeln umlaufende Überlieferungssplitter zusammentrug, aufbewahrte und schließlich edierte. Seine Rolle hatte sich verändert; aber wiederum galt er als derjenige, der einer engagierten Forschung die Basis bereitstellte für deren „eigentliche“ Interesseleitung, nämlich auf der durch *Markus* gegebenen Grundlage Licht in das Dunkel der vorschriftlichen mündlichen Überlieferungsphase zu bringen.

Bekanntlich hatten Rudolf Bultmann³ und Martin Dibelius⁴, die sich Schmidts Pionierarbeit der Unterscheidung zwischen dem Rahmen und den Einzelüberlieferungen der Geschichte Jesu zueigen machten, angesichts des erfolgten theologischen Paradigmenwechsels von der Liberalen zur Dialektischen Theologie und der damit einhergehenden methodischen Um- bzw. Weiterorientierung von der Literarkritik zur Formgeschichte, nicht die Absicht, historische Jesusforschung zu betreiben. Sie interessierten sich für die sozialen Gegebenheiten des frühen nachösterlichen Christentums. In ihm sahen sie die Keimzelle für die Entstehung, Pflege und Weitergabe von Traditionen, die inhaltlich von Jesus handelten, jedoch vom Osterglauben der nachösterlichen Gemeinden durchzogen und getragen waren. Der gemeindliche *Sitz im Leben* gab anstelle der Lebensgeschichte Jesu den neuen Ort an, auf den sich die exegetische Forschung

¹ A. SCHWEITZER, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, 2 Bände, Gütersloh ³1977 (ursprünglich 1905/06).

² K. L. SCHMIDT, *Der Rahmen der Geschichte Jesu. Literarkritische Untersuchungen zur ältesten Jesusüberlieferung*, Darmstadt, 2. Nachdruck 1969 (ursprünglich 1919).

³ R. BULTMANN, *Die Geschichte der synoptischen Tradition*, FRLANT 29, Göttingen ⁸1970 (ursprünglich 1921).

⁴ M. DIBELIUS, *Die Formgeschichte des Evangeliums, mit einem erweiterten Nachtrag von G. Iber*, hg. v. G. Bornkamm, Tübingen ⁶1971 (ursprünglich 1919).

bezog, um die Genese der Überlieferung von Jesus historisch zu verankern und plausibel zu machen. Sachlich gelangte jedoch angesichts der erdrückenden Übermacht des Überlieferung produzierenden Kollektivs der Urgemeinde *Markus* nicht als individuelle schöpferische Größe in den Fokus der Aufmerksamkeit. Unter formgeschichtlicher Perspektive blieb er Zulieferer und Archivar von Material, dessen Genese ihm selbst nicht zuzutrauen war. Nach wie vor befand sich in der Wahrnehmung der Forschung der Überlieferer *Markus* unterhalb des Niveaus des von ihm Weitergegebenen.

Mit der Redaktionsgeschichte änderte sich dies erstmals. Nun geriet *Markus* als schöpferisches Individuum in den Fokus der Aufmerksamkeit. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Redaktor ließe er einen eigenständigen Umgang mit der von ihm vorgefundenen Tradition erkennen. Er galt sogar als Theologe – freilich mit einem begrenzten Wirkungsfeld und in überschaubarem Rahmen. Nur das, was entsprechend der nach wie vor in Geltung stehenden und die Voraussetzung der Synoptikerexegese bildenden Scheidung von Tradition und Redaktion von den Traditionskernen abzusondern war, konnte für sein kreatives Wirken in Rechnung gestellt werden. Dabei handelte es sich in erster Linie um die Ein- und Ausleitungsverse der Perikopen, dazu Sondergut, welches ihm in unterschiedlichem Ausmaß zugerechnet wurde. Ansonsten konnte man das markinische redaktionelle Wirken noch an der Stoffgliederung und der Anordnung der Perikopen ablesen. Die Identifikation von sog. markinischem Sondergut stand bereits unter dem Risiko der Spekulation.

Mit dem Vordringen der sog. synchronen Auslegung und dem Einbezug literaturwissenschaftlicher Methoden in die Interpretation des Markusevangeliums trat *Markus* als Instanz im Rahmen eines Autorenkonzepts, als Überlieferer und auch als reflektierender Theologe in den Hintergrund. Die Untersuchungen lenkten ihr Augenmerk zunehmend auf das Werk und die in ihm zu beobachtenden Erzählstrategien. Narratologische Analysen richteten ihren Fokus auf den Erzähler, in der Regel unter der Voraussetzung, dass von diesem kein Rückschluss auf einen historisch identifizierbaren Autor möglich sei. Ob es nicht doch einen Weg über den Erzähler zurück zum Autor gibt, darf heute als offene Frage gelten.⁵ Die These vom „Tod des Autors“⁶ kann nicht länger selbstverständliche Geltung für sich beanspruchen.

Das Problem der Gewinnung von Kriterien zur Identifizierung eines Autors steckt noch in den Anfängen. Ob der Versuch, über die Untersuchung grammatischer Strukturen eine Art von „genetischem Fingerabdruck“ des Autors zu finden, gelingen wird, wie es in der germanistischen Sprachwissenschaft an-

⁵ Vgl. die Beiträge zur Verwendung des Autorbegriffs in F. JANNIDIS u. a. (Hg.), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen 1999.

⁶ R. BARTHES, *Der Tod des Autors*, in: F. Jannidis u. a. (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorschenschaft*, Stuttgart 2000, 185–193.

satzweise versucht wird,⁷ bleibt abzuwarten.⁸ In jedem Fall wird vermutlich das Bemühen weitergehen, im Markusevangelium nach Indizien zu suchen, die erkennen lassen, ob die Einzeltexte des Werkes *einem* denkenden Hirn entsprungen sind oder auf unterschiedliche Verfasser zurückgehen.

Jenseits traditionsgeschichtlicher Erwägungen zielen die hier vorgelegten Aufsätze darauf ab, die erzählte Welt der markinischen Evangelienschrift mit Worten nachzuzeichnen und auf ihren Mitteilungscharakter hin durchzusehen. Immer wieder werden dazu die impliziten Hinweise der Erzählung ausdrücklich gemacht. Scheinbar beiläufige Bemerkungen, wie die zu Bewegungen der handelnden Personen im Raum, zu Richtungsangaben und Lichtverhältnissen, werden aufgegriffen und in Beziehung zu den erzählten Inhalten gestellt, denen sie ihr *setting*, d. h. ihren genauen Ort innerhalb der erzählten Handlung verleihen. Die Verflechtungen von Motiven und Worten, die sich aus der Wiederkehr an unterschiedlichen Stellen der Erzählung ergeben, werden expliziert. Die Bezugnahmen einzelner Szenen aufeinander, die Erzählperspektiven sowie die Pointierungen der Gesamterzählung werden so weit wie möglich transparent zu machen versucht.

Auch wenn im Zentrum der meisten Beiträge die Interpretation des Erzählten auf der vorliegenden Ebene des Endtextes steht, ist damit in methodischer Hinsicht das diachrone Verfahren dennoch nicht umstandslos durch ein synchrones Vorgehen abgelöst worden. Im Hintergrund der Auslegung bleiben die jahrzehntelang praktizierten form- und redaktionsgeschichtlichen Analyseregeln und -ergebnisse durchweg präsent. Der seit den 1980er Jahren besonders in der amerikanischen Literatur oft eilig vorgenommene Paradigmenwechsel von der Diachronie zur Synchronie hat die Leistungsfähigkeit des alten Zugangs zu den Texten wenig gewürdigt und schnell durch die neue Zugangsweise ersetzt.⁹ Zwar ist dieser Wechsel in der Sache richtig gewesen. Er ist aber kaum aus den Grenzen des alten Paradigmas heraus begründet, sondern häufig als Setzung vollzogen worden. Auch wurde zu selten nach den erkenntnisleitenden Interessen gefragt, die die synchrone Interpretation im Unterschied zur traditionsgeschichtlich diachronen Vorgehensweise prägen. Die hier vorliegenden Studien sind auch von

⁷ Vgl. dazu V. ÁGEL, *Grammatik und Literatur. Grammatische Eigentlichkeit bei Kehlmann, Timm, Liebmann, Handke, Strittmatter und Ruge*, in: C. Brinker-von der Heyde u. a. (Hg.), *Eigentlichkeit. Zum Verhältnis von Sprache, Sprechern und Welt*, Boston 2015, 159–174.

⁸ Vgl. das von F. Jannidis geleitete Projekt „Digital Humanities“ an der Universität Würzburg, von dem man sich u. a. neue Ansätze im Blick auf die Ermittlung von Autorenschaft und Gattung verspricht.

⁹ Vgl. u. a. die frühen bekannt gewordenen Bücher von D. RHOADS/D. MICHIE, *Mark as Story. An Introduction to the Narrative of a Gospel*, Philadelphia 1982; J. D. KINGSBURY, *The Christology of Mark's Gospel*, Philadelphia 1983; M. A. TOLBERT, *Sowing the Gospel. Mark's World in Literary-Historical Perspective*, Minneapolis 1989; vgl. auch die zahlreichen Veröffentlichungen von E. S. MALBON. Zur Entwicklung der Forschungsgeschichte im 20. Jahrhundert vgl. P.-G. KLUMBIES, *Der Mythos bei Markus*, BZnW 108, Berlin/New York 2001, Kapitel 1.2 *Synchronie vor Diachronie: Der Weg zum New Literary Criticism*, 27–38.

dem Gedanken geleitet zu vergleichen, wohin und wie weit man exegetisch unter Verwendung des traditionellen historisch-kritischen Methodeninstrumentariums gelangt und wo bei Anwendung der literaturwissenschaftlich-narratologisch inspirierten neueren Zugangsweisen die Differenz gegenüber den mit dem alten Verfahren erzielten Ergebnissen liegt.

Der Aufsatz über „Die Sabbatheilungen bei Markus und Lukas“ von 1989 lässt bereits durchscheinen, dass die unter der literarkritischen Voraussetzung einer Scheidung von Tradition und Redaktion praktizierten Annäherungen an die Texte zunehmend an diesen selbst abprallten und Aporien hervorriefen. Sichtbar wird, dass bei der formgeschichtlichen Arbeit unausgesprochene – theologische – Voraussetzungen die Ergebnisse präjudizieren und im Zirkelschluss diese Resultate wiederum die Prämissen unterstreichen. Der Übergang von der Diachronie zur Synchronie, der den Studien weitgehend zugrunde liegt, ist also primär durch die Frage motiviert, wie weit eine Textbearbeitung unter dem Postulat einer innertextlichen Wachstumsgeschichte gelangt, welche Annahmen sie dabei machen muss und wo sie an ihre Grenzen stößt. Umgekehrt ist die Gegenprobe von Belang: Wie verändern sich die literarischen und theologischen Pointen unter einer synchronen Betrachtung? Aus diesem Anstoß resultiert die nicht spannungsfreie Überlegung, ob und wie sich die Einsichten der auf beide Weise gewonnenen Resultate zueinander in Beziehung setzen lassen. Dabei zeichnet sich ab, dass ein harmonisch additiver Umgang mit Diachronie und Synchronie, anders als es gelegentlich in eirenischer Absicht vorgetragen wird, nicht der Königsweg ist; denn die Absichten und Interessen einer auf historischer Scheidung von älteren und jüngeren Textschichten beruhenden Exegese weichen von denen text- bzw. werkimmanent arbeitender Interpretationen teilweise erheblich ab.¹⁰ Auch wenn sich also in den hier vorgelegten Aufsätzen das Augenmerk unter verschiedenen Perspektiven vor allem auf die Interpretation des Markusevangeliums als eines Gesamtwerks richtet, bleibt die unterschwellige Kontrollfrage virulent, was sich dadurch im Verhältnis zur traditionell literarkritisch-formgeschichtlich-redaktionsgeschichtlich ausgerichteten Exegese ändert und gewinnen lässt.

Die Wurzeln des literarkritischen Paradigmas und in dessen Gefolge auch die Intentionen des form- und redaktionsgeschichtlichen Methodeninstrumentariums liegen in den Untersuchungsabsichten der Aufklärung des 18. Jahrhunderts.¹¹ Nicht eindeutig geklärt sind hingegen die erkenntnisleitenden Intentionen der auf Synchronie basierenden Interpretationen. Auch das Verhältnis der aus der Literaturwissenschaft übernommenen Methoden zu dem theologischen

¹⁰ In KLUMBIES, *Mythos bei Markus* (s. Anm. 9), wird in einzelexegetischen Bearbeitungen an einer Reihe markinischer Texte aufgezeigt, wie diachrone und synchrone Analysen im Endergebnis sachlich in der Regel in unterschiedliche Richtungen weisen.

¹¹ Vgl. dazu im Einzelnen P.-G. KLUMBIES, *Herkunft und Horizont der Theologie des Neuen Testaments*, Tübingen 2015, 15–40 und 43–64.

Gehalt der neutestamentlichen Texte bedarf weiterer Klärung. Die hier vorgelegten Einzelstudien markieren in diesem Sinne ein Zwischenstadium auf dem Weg zu einem Zugang zu den Texten, der deren theologische Eigendignität zu erfassen vermag. Als Tendenz der Aufsätze wird sich ein soteriologisch-theologisches Interesse ausfindig machen lassen. Die markinische Christologie zielt nach meiner Wahrnehmung darauf, Jesus, den Christus, als die Person darzustellen, die Menschen in eine verlorengelaubte heilsame Gottesbeziehung zurückgeführt hat und die die Glaubenden nach wie vor in diese Relation einweist.